

Thomas Sautner

DIE ÄLTESTE

Roman

Picus Verlag Wien

Dieser Roman basiert auf wahren Begebenheiten.

Nach dem Anfang

Das Leben kann auf die verrücktesten Arten gelingen, auf eine aber misslingt es immer. Deshalb stehe ich heute hier, die Füße im kalten Wasser dieses tiefdunklen Teichs und neben mir krümmt sich die Alte und lacht. Sie zieht an ihrer Selbstgedrehten und schüttelt den Kopf, als hätte sie niemals etwas Witzigeres gesehen als mich. Seit zehn Minuten, vielleicht seit fünfzehn, keine Ahnung, die Uhr hat sie mir bei meiner Ankunft abgenommen, stecke ich hier fest, splitternackt und doch irgendwie angezogen, verpackt in eine Schicht allmählich trocknenden Torfschlamm.

Ja, schon gut, sage ich, weil die Alte erneut loslacht, bewege dabei kaum den Mund, da selbst mein Gesicht schwarzgrau einzementiert ist und ich fürchte, die Hülle zum Bröckeln zu bringen. Ja, ich weiß, sage ich mit geschürzten Lippen, ich sehe aus wie ein paniertes Karpfenweibchen.

Hierher zu ihr in den Wald gekommen war ich, weil ich zum ersten Mal in meinem Leben nicht mehr weiterwusste. Krebs, sagten die Ärzte, unheilbar.

In jener Nacht, in der ich beschlossen hatte, den Kampf aufzugeben und stattdessen für jene Dinge vorzusorgen, die nötig wären nach meinem Tod, träumte ich einen obskuren Traum. Ich war schwerelos, schwebte in einer weiten, dunklen Blase, die von einer angenehmen schwarzen Unendlichkeit umschlossen war. Ich, es war mir ganz selbstverständlich, war das Zentrum des Universums. Mir war bewusst, dass ich träumte, und ich hielt die Augen geschlossen, um diesen Zustand nicht zu verlieren. Ich genoss das Schweben und Fühlen und Erkennen in meiner Blase und beobachtete mit insektenscharfen Sinnen die Sternkonstellationen rund um mich, die Planeten bei ihren Ellipsenbewegungen, ihren Achsendrehungen. Die Bilder waren von einer überwältigenden, kristallklaren Schönheit, da streckte plötzlich eine alte Frau neben mir die Füße aus und rülpste herzhaft. Na, du Nabel des Universums, wie hältst du es mit dir? Ich erwachte. Erstmals seit Wochen entkam mir ein Schmunzeln.

In den Morgenstunden dann, der Traum begann langsam zu verblassen, rief Barbara an, meine beste Freundin. Sie erzählte aufgeregt und etwas umständlich von einer Bekannten, die eine Bekannte habe, die ein Wochenendhaus im Wald-

viertel bewohne, und diese Bekannte ihrer Bekannten habe von einem alten Weiblein gehört, das im Wald hause und zu dem die lokale Bevölkerung pilgere, wenn die Ärzte versagten. Die Alte sei zwar ruppig, kenne aber stets eine Lösung. In einer Zeitung sei auch schon darüber geschrieben worden. Sie wisse schon, beeilte sich Barbara, dass ich von Heilerinnen und Kurpfuschern nichts mehr wissen wolle, aber ...

Gut, unterbrach ich sie. Ich fahre hin. Finde raus, wo die Frau lebt.

Wenige Stunden später war meine Festigkeit gebrochen. Ich hatte nicht die Geduld aufgebracht, Barbaras Rückruf abzuwarten und war im Internet auf den Zeitungsartikel über die Einsiedlerin gestoßen. Allem Anschein nach handelte es sich um keine reale Person, sondern um eine Sagenfigur.

Im Waldviertel, hieß es am Rande eines Essays im Literaturteil, kursiert die Geschichte einer kauzigen, doch hellsichtigen Greisin. Sie lebte im Wald und weil sie für ihre schlaun Ratschläge bekannt war, wurde sie einmal von einem jungen Mann aufgesucht. Er klopfte an die Tür der Alten und als sie öffnete und sich etwas mürrisch erkundigte, was er denn hier in der Einschicht bei ihr

wolle, antwortete der Besucher wahrheitsgemäß, er suche nach dem Glück. Die Alte wandte sich um, sah in die Ecken ihrer winzigen Hütte und sagte: Du kannst wieder gehen, hier ist es nicht.

Lass dich doch nicht von einer Geschichte in einer Zeitung verunsichern, sagte Barbara über eine Geschichte in einer Zeitung, mit der sie kürzlich noch geworben hatte. Sophie, beschwor sie mich am Telefon, die Frau gibt's wirklich. Ich weiß auch schon, wie wir hinkommen. Ich fahr dich!

Zwei Stunden später saßen wir in ihrem alten Škoda Fabia. Ich hatte für eine Woche gepackt. Selbst wenn wir die Alte nicht finden würden oder ihr Besuch sich – wie zu erwarten – als Reinfeld herausstellen sollte, wollte ich mich ein paar Tage zurückziehen, mir Zeit nehmen für mich und ... und meine Vorkehrungen.

Wir nahmen die Nordbrücke raus aus Wien, hielten uns Richtung Prag, ließen Stockerau hinter uns, Maissau, Horn, Göpfritz. Es wollte kein rechtes Gespräch aufkommen. Zumeist sahen wir wie betäubt aus dem Fenster, ließen die spätsommerliche Landschaft vorbeiziehen. Es war, als brächten wir etwas Schönes unwiederbringlich hinter uns

und als kündeten die abgeernteten Felder und die sich zu verfärben beginnenden Bäume am Straßenrand vom Ende einer gemeinsamen Zeit. Vielleicht gingen Barbara dieselben Gedanken durch den Kopf wie mir, dass es ausgemachter Schwachsinn war, was wir vorhatten, dass es rational betrachtet vergeudete Zeit war, vergeudete Hoffnung. Doch was mich betraf, pfiff ich mittlerweile auf rationale Betrachtungen. Rationale Betrachtungen nämlich führten mir vor Augen, dass meine beiden kleinen Kinder und mein Mann in ein paar Monaten gezwungen sein würden, in ein Erdloch auf meinen Sarg hinunterzustarren. Irrational betrachtet hingegen hatte sich eine alte Frau in meinen Traum begeben, die für meine fantastischen Universumbilder nicht mehr übrig hatte als ein sorgloses Rülpsen. Es schien mir eine geradezu köstliche Einstellung zum Leben, zu unserer Welt, unserer beschissenen rationalen, ungerechten, sinnlosen Welt. Barbara reichte mir ein Papiertaschentuch, tätschelte mir den Oberschenkel. Wir sind bald da, sagte sie.

Zwei Stunden waren wir gewiss schon unterwegs. Barbara, die Chaotische, die Zerstreute, die zu Verabredungen immer zu spät kam und simpelste Treffpunkte durcheinanderbrachte, hatte

die Fahrtroute altmodisch aber akkurat auf einem Zettel skizziert, die Kreuzungen, an denen wir abbiegen mussten, säuberlich notiert. Konzentriert und verlässlich brachte sie uns voran. Ich verspürte einen Stich im Herzen. Ihre Art, wie sie dicht hinter dem Lenkrad saß, unbeholfen vorgebeugt, um nur ja keine Fehler zu machen, rührte mich. Sophie, heul nicht schon wieder, bat sie, wir machen das schon, sagte sie in hoffnungsfrohem Ton und musste anhalten, weil sie selbst mit einem Mal nichts mehr sah wegen ihrer Tränen.

Nachdem wir ein weiteres Mal abgebogen und durch eines der niedergeduckten Dörfer gekurvt waren, glitten wir in einen dichten Wald. Barbara reduzierte das Tempo, hielt Ausschau, klebte mit der Nase an der Windschutzscheibe. Und lenkte den Wagen schließlich nahe eines Hubertuskreuzes in einen Forstweg. Hier parken wir, sagte sie.

Wir hatten vereinbart, dass ich das letzte Stück alleine gehen würde, die Alte wünschte es angeblich so und es sei ja auch nicht mehr weit. Barbara erläuterte mir ihren von Hand gezeichneten Lageplan mit den telefonisch durchgegebenen Notizen der Bekannten ihrer Bekannten. Sollte ich mich verirren, sagte Barbara wie nebenbei und tat, als er-

wähnte sie es nur der Form halber, hätte ich ja das Handy. Die Alte ließe mich jedenfalls gewiss bei ihr in der Hütte übernachten, habe die Bekannte der Bekannten ihr versichert, versicherte mir Barbara. Ich müsse ihr nur das für solche Fälle übliche Gastgeschenk aushändigen. Barbara öffnete die knallfarbene Kunststofftasche einer Drogeriekette, die sie bisher vor mir geheim gehalten hatte. Fünf Dinge waren darin: eine Literflasche Obstler, eine Literflasche Korn, zwei Kilo Kaffee und eine riesige Dose Tabak.

Da drinnen im Wald haust aber schon eine Frau und nicht Rübezahl?

Mach dir keine Sorgen, sagte Barbara, sicherheitshalber ohne Augenkontakt, und wuchtete meinen Samsonite-Trolley aus dem Kofferraum.

Wir umarmten uns, umarmten uns fest und lang, und zuletzt bekam ich – seit einigen Wochen wollte Barbara nicht mehr darauf verzichten – einen Kuss auf die Stirn gedrückt.

Für Notfälle, rief sie mir kurz danach hinterher, als ich kaum noch in Sichtweite war, für Notfälle (sie zappelte und hüpfte und wedelte mit etwas in der Luft) hast du ja dein Handy!

Ich winkte ein letztes Mal, drehte mich um und atmete nervös durch, Barbara würde es nicht sehen.

Wenige Hundert Meter weiter schon blieb ich erstmals stehen. Nicht aus Müdigkeit. Aus Sorge. Ich betrachtete den handgekritzelten Plan. Vergewisserte mich, dass ich noch auf dem richtigen Weg war, vergewisserte mich, dass auf der Rückseite des Zettels auch immer noch der Name und die Telefonnummer des lokalen Taxiunternehmens standen, auch der Name des nächstgelegenen Ortes sowie die Straßenummer und die Kilometermarkierung, an der ich in den Wald eingetaucht war. Zudem die Adresse einer kleinen Privatpension, in der ich zur Not Unterschlupf finden würde. Barbara, die nun auf der Fahrt zurück nach Wien war, die meine Eltern beruhigen und meinem Mann abermals Mut machen würde, die den Kindern erzählen würde, dass sie Mama zu einem mehrtägigen Seminar gefahren habe, Barbara war zuletzt über sich hinausgewachsen, hatte mir alles abgenommen, hatte an alles gedacht. Ich sah auf mein Handy. Kein Empfang.

Herzrasen. Aber wie lächerlich, dachte ich. Deswegen hast du Herzrasen? Nur weil du im friedlichen Wald stehst und keinen Handyempfang hast? Kein Wunder, dass es so weit mit dir gekommen ist!

Meine Selbstbeschimpfung half, ich wurde ruhiger. Ging weiter. Fand mich nun peinlich, weil

ich dahergestolpert kam mit dem hier im Wald einfach lächerlichen silberfarbenen Hartschalentrolley und dieser pinken Beauty-Kunststofftasche samt Schnaps, Kaffee und Tabak.

Barbaras Skizze zufolge konnte es nicht mehr weit sein. Sehr gut, der verfallene Hochstand – wie auf dem Zettel, braves Mädchen, gute Freundin! Nun müsste die Hütte bald zu sehen sein. Ich bog in einen üppig mit Wollgras verwachsenen Weg. Garantiert habe ich mich verlaufen, dachte ich und war unweigerlich an mein Leben erinnert.

Ich erwog umzudrehen, einfach zurückzugehen. Da tauchte in einiger Entfernung, abseits des Weges, etwas Wuchtiges zwischen den Baumstämmen auf. Ich ging näher heran und erkannte, das war keine Hütte. Vor mir stand ein uralter, mit ausgebleichten Brettern beschlagener Wohnwagen. Aus dem rostigen Ofenrohr, das windschief aus dem Dach ragte, qualmte dünner Rauch.

Der Anfang

Nachdem ich fand, wonach ich gesucht hatte, verunsicherte es mich. Verstörend war, dass bereits mein erster Eindruck der Realität nicht standhielt: Da kam kein Rauch aus dem Ofenrohr. Hinter dem Wohnwagen bewegten sich die Zweige und Blätter einer Espe im Wind.

Sicher zumindest schien, dass hier jemand lebte. Das Gras auf der kleinen Lichtung, an dessen Rand der alte Wagen in Farn und Wildblumen stand, als wäre er hier aus dem Boden gewachsen, war zu Pfaden niedergetreten. Ich ging näher.

Und erschrak vor einer durchdringenden, kreischenden Stimme. Atmete durch, als ich die Hühner bemerkte, die an der Unterseite des Wohnwagens in einem Drahtkäfig hockten. Sie reckten die Häuse, bauschten ihr Gefieder, gackerten, als empörten sie sich über mich und die von mir verursachte Störung. Ich hörte mich tatsächlich Entschuldigung sagen. Offenbar wurde ich langsam schrullig. Die Hühner beruhigten sich, glotzten aber weiterhin nach mir.

Grüß Gott!, rief ich laut – und lauschte ins Nichts. Niemand reagierte.

Obwohl ich mich auf die Zehenspitzen stellte, war ich zu klein, um durchs Fenster im dunklen Wageninneren irgendetwas auszumachen. Ich klopfte an die Tür, zu der drei hölzerne Stufen führten. Wie erwartet und absurderweise von mir erhofft: keine Reaktion.

Ich umrundete den Wohnwagen, sah mich nach allen Seiten um, ließ mich dann auf der massiven Deichsel nieder, deren Ende in den Boden gerammt war, überwuchert von Flechten und Moos. Wie lange mochte es her sein, dass zuletzt ein Pferd diesen Wagen gezogen hatte? Als ich darüber nachdachte, kam mir die Antwort auf eine andere, ungestellte Frage: Die Alte, auf die ich hoffte und deren Auftauchen ich zugleich aus einem mir unerfindlichen Grund fürchtete, musste eine Zigeunerin sein. Eine Fahrende, wie man heute zu sagen hat, eine Romni oder Sinti. Ich prägte es mir ein, als müsste ich mich vorsehen, sie nicht mit Grüß Gott, Zigeunerin! zu begrüßen.

Nach und nach entspannte ich mich. Vom Moor-
teich, der auf der andern Seite des Weges dalag wie ein bis ins Welteninnere hinabreichendes Rätsel, kamen Libellen in surrender Tonlosigkeit über die
Lichtung geschwebt.

Was willst du?

Ich zuckte zusammen, als hätte mein Herz einen Schlag aus dem Nichts abbekommen. Reflexartig wandte ich mich um, die Arme abwehrend nach vorn gestreckt.

Und da stand sie vor mir.

Völlig lautlos war sie aus dem Wald gekommen.

Und sah kein bisschen gefährlich aus.

Ich senkte die Arme.

Sie blickte mir fest ins Gesicht, betrachtete mich ohne jeden Argwohn. Ruhe ging von ihr aus. Festigkeit. Ungemein aufrecht trotz ihres augenscheinlich hohen Alters stand sie vor mir – eine Frau wie aus einem Guss. Wie eine Romni oder Sinti wirkte sie meinem Dafürhalten nach nicht. Ihr Haar war von einem nach Bäuerinnenart zusammengeknoteten Tuch bedeckt. Sie trug ein unauffälliges, blau geblühtes Haushaltskleid, kurzärmelig, darüber eine einfache Baumwollschürze mit langen Schulterträgern. Aus den Vorder- und Seitentaschen von Kleid und Schürze ragten frische Kräuterbüschel. Wirklich auffällig an der Alten war nur eines: ihre Augen. Sie lagen ungewöhnlich tief und beschattet in einem weichen, von Hunderten kleinen Fältchen gezeichneten Gesicht. Diese Augen waren drauf und dran, Besitz

von mir zu ergreifen. Gleich unwägbar, im Wald verborgenen Teichen glänzten sie. Ich vermochte nicht, ihnen standzuhalten, fürchtete, hineinzufallen, senkte den Blick. Die knochigen, braun gebrannten Füße der Alten waren nackt.

Ich bin Sophie, sagte ich endlich und wagte wieder Blickkontakt.

Sie nickte nur.

Also begann ich zu erzählen, weshalb ich gekommen war, sagte, dass ich krank sei, die Ärzte mir keine Chance mehr gäben, ich durch Zufall von ihr gehört hätte und dass eine liebe Freundin mich hergefahren habe. Sie hörte sich alles an, ohne mich zu unterbrechen, ohne Fragen zu stellen. Und wie es schien, ohne eine Antwort zu erwägen.

Können Sie mir helfen?, versuchte ich es.

Beinahe unmerklich neigte sie den Kopf zur Seite.

Können Sie mir nicht helfen oder wollen Sie nicht?

Sie blieb stumm, sah mir geradeheraus in die Augen und zugleich wie durch mich hindurch. Diesmal, nahm ich mir vor, würde ich ihrem Blick standhalten. Wortlos standen wir einander gegenüber. Es fühlte sich an wie eine Ewigkeit.

Nur du selbst kannst dir helfen, sagte sie schließlich.

Ich weiß nicht wie, antwortete ich. Und mir bleibt keine Zeit, es zu lernen. Wenn Sie mir nicht helfen, werde ich in ein paar Monaten tot sein, vielleicht schon in ein paar Wochen.

Hab keine Sorge, empfahl mir die Alte und sprach dann seelenruhig jene Worte, die mir mein Herz in den Leib drückten: Es macht nichts, sagte sie, tut nichts zur Sache, wenn du stirbst.

Ich habe zwei Kinder, sagte ich ruhig, obwohl ich es ihr ins Gesicht schreien wollte.

Auch ich hatte Kinder, antwortete die Alte. Viele Kinder hatte ich.

Ich verkrampfte. Hoffnungslosigkeit und unendliches Mitleid mit mir und meiner Familie überwältigten mich – und der Schlag, dass diese Alte ganz offensichtlich unwillens war, zu helfen. Zuvor schon hatte ich die blassblaue Tätowierung an ihrem linken Unterarm bemerkt: ein Z mit einer verschwommenen Ziffernfolge dahinter. Ich wusste, was das bedeutete. Sie war in Auschwitz gewesen. Unvorstellbar Schreckliches musste sie durchgemacht haben. Durchaus denkbar, dass ihre gesamte Familie ermordet worden war. Gut möglich auch, dass es sie abgebrüht und kalt gemacht

hatte und ihr mein Schicksal völlig einerlei war. Mit einem Mal verspürte ich Kälte gegenüber dieser Frau. Selbst ihre Kinder waren mir gleichgültig. *Ich* nämlich würde demnächst sterben. *Meine* Kinder würden demnächst ihre Mutter verlieren. Und die verhärmte Alte sah mich nur unbeteiligt an.

Was macht das UFO da?, fragte sie ansatzlos, ohne die Augen von mir abzuwenden.

Ich verstand nicht.

Sie hob das Kinn.

Ich drehte mich um, und da stand mein im Sonnenlicht glänzender silberner Samsonite-Trolley.

Das ist nur mein Koffer, sagte ich blöd.

Ihr Mund zuckte kurz. Das war ihr Lachen über mich. Sie hatte sich über mich lustig gemacht, natürlich.

Ich habe Schnaps, Kaffee und Tabak mitgebracht, sagte ich unwirsch. Sie können das Zeug behalten, vergiften Sie sich damit! Ich nahm den Griff meines dämlichen Trolleys, wollte nur noch weg.

Was hat den Ausschlag gegeben, fragte sie, für deine Reise hierher?

Sofort fiel mir mein Traum ein, die Kosmosbilder und die rülpsende alte Frau. Doch ich verspürte keinerlei Lust, der Alten davon zu erzählen. Sie

besaß so überhaupt keine Ähnlichkeit mit meiner Greisin aus dem Traum, die ihr schlohweißes Haar zu einem langen, wunderschönen Zopf geflochten hatte.

Es war ein Traum, gab ich schnippisch und schon im Davongehen zurück.

In deinem Kopf, sagte da die Alte, weiterhin bedächtig und leise, sodass ich innehalten musste, um sie zu verstehen, sitzt etwas, ungefähr hier. Langsam zeichnete ihr Finger einen tischtennisballgroßen Kreis über ihre Schläfe.

Ich hatte die Art meiner Krankheit nicht erwähnt, ihr nichts gesagt vom Krebs, schon gar nicht, dass es ein Hirntumor war. Ich schluckte trocken, war kurz davor, loszuheulen. Die Alte indes tat, als ginge ich sie nun nichts mehr an. Gemächlich schritt sie am Wohnwagen vorbei zu einem offenen Feuerplatz, der sich in der Mitte der Lichtung befand. Sie kniete vor der Feuerstelle nieder, legte zwei Büschel violett blühender Kräuter neben sich ins Gras und öffnete mit einer geradezu anmutigen Handbewegung das Kopftuch. An ihrem Rücken glitt, gleich einem festen Seil, ein schlohweißer, sorgfältig geflochtener Zopf nach unten.